

Tokio Modell

Er war Arzt, General,
Dichter: Mori Ogai.
Zu seinem
150. Geburtstag feiert
ihn Tokio
mit einem Museum
und einer Oper.
Seine Spur aber führt
auch nach Berlin.
Und es beginnt eine
ganz neue
deutsch-japanische
Geschichte

VON PETER VON BECKER, TOKIO

Es war einmal ein junger Mann in einem sehr fernen Land, der brach auf in die Welt und hatte große Erwartungen.

So fangen wohl Märchen an, aus alter Zeit. Manchmal aber sind sie nur einfach wahr. Und reichen direkt in die Gegenwart. Also gab es den jungen Japaner Mori Rintaro, später Ogai genannt, der mit gerade 20 Jahren schon promovierter Arzt war und zur Zeit, als im fernen Inselreich der Kaiser Meiji regierte, der sein Land erstmals dem Westen und der Moderne öffnete, nach Deutschland kam. Mori, das ist sein Familienname, war ins japanische Heeresministerium eingetreten, von dort entsandte man ihn im Herbst 1884 nach Berlin. Er sollte das damals weltweit führende deutsche Hygienewesen studieren.

Über Leipzig und München kam der japanische Jungmediziner 1887/88 wieder nach Berlin, wo er Assistent von Robert Koch und Adept der neuesten Bakteriologie wurde. Zugleich aber ward er angesteckt von der deutschen Kultur, von Musik und Literatur. Aus der Liebschaft mit einem Berliner Mädchen, einer armen Balletttratte namens Elise, entstand ein

forscht und verwaltet. Einer der Mitarbeiter weist den Besucher aus Deutschland eigens auf ein Transparent mit Mori Ogais Stammbaum hin. Seine japanischen Kinder aus zwei Ehen hießen: Otto, Marie, Fritz, Anne und Louis.

Das Museum steht in einer hügeligen, in der 30-Millionenstadt eher ruhigen Wohngegend, von der man zu Moris Zeiten noch ohne Wolkenkratzer bis zur Tokio Bay blicken konnte. Gegenüber dem Haupteingang liegt eine Art Sechziger-Jahre-Bar mit dem Namen „Mad Hat“. Das hätte

bretto gesungen. Nicht nur der junge Countertenor Hiroya Aoki in der Titelrolle wurde danach gefeiert. Ein anwesender Enkel von Mori Ogai sagte uns nach der Vorstellung in Englisch, auch die ganze Inszenierung habe den „Spirit“ seines Großvaters getroffen.

Die Aufführung im Mammuttheater, mit 25-köpfigem Chor, Orchester und der aus Deutschland eingeflogenen japanischen Regisseurin wird allerdings nur das eine Mal, als Fest-Akt, gespielt. Trotz enormer Nachfrage. Noch tags zuvor hat

auch Bühnenbildnerin, arbeitete unter anderem mit Achim Freyer, George Tabori und Heiner Müller zusammen. Ihre eigene Inszenierung von Elfriede Jelineks „Stecken, Stab und Stangl“, einer Farce wider die neue Ausländerfeindlichkeit, wurde 1977 zum Berliner Theatertreffen eingeladen. Seitdem ist sie zwischen den Kontinenten und Kulturen ein stiller Star der Szene. Mit der Nobelpreisträgerin Elfriede Jelinek hat sie noch ein japanisch-deutsches Projekt in petto. Und ihre nächste Arbeit soll eine Installation

zum Thema „Migration“ fürs Deutsche Hygiene-Museum in Dresden sein.

Die Feuer-Wasser-Ouvertüre ihres „Orpheus“ würde sie jetzt auch dem amerikanischen Monster namens „Sandy“ widmen. Doch bevor sie nach Berlin zurückkehrt, ist Kazuko Watanabe am gestrigen Freitag zu ihren alten Schulfreundinnen in die Nähe von Fukushima gereist. Die Toten und alle, wie sie sagt, „noch gegenwärtigen Verwüstungen“ treiben sie weiter um. In Tokio wird derweil Elfriede Jelineks 2011 in Köln uraufgeführtes Fukus-

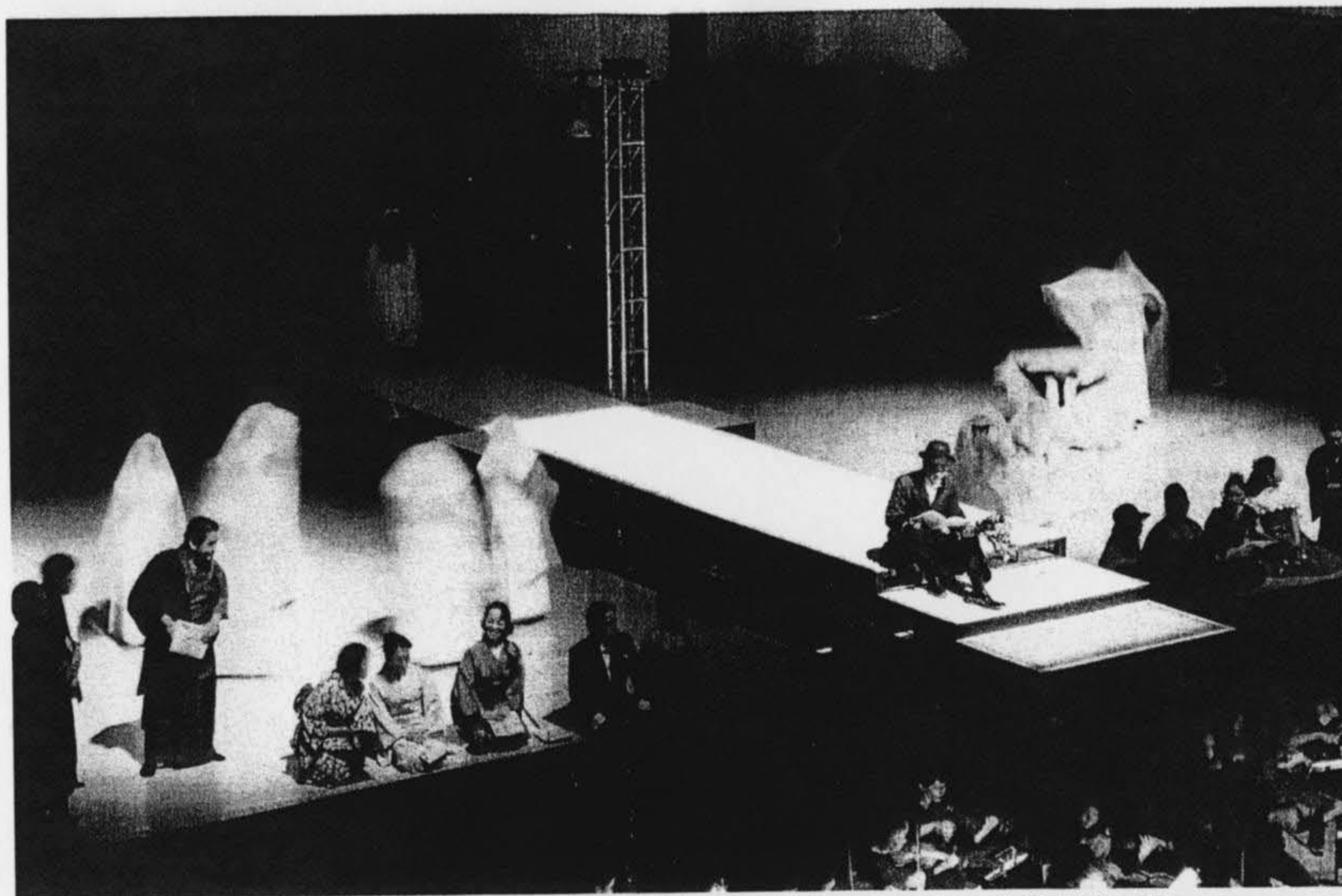
hima-Requiem „Kein Licht“ geprobt. Der Regisseur Akira Takayama bringt es Ende nächster Woche als migrierende Performance an mehreren Orten der Stadt im Rahmen des Internationalen Tokio Festivals heraus.

Fukushima bedeutet wörtlich übrigens: „Glückliche Insel“. So heißt auch die szenische Collage, die der Dramatiker Nis-Momme Stockmann nach einem Japan-Besuch in diesem Frühjahr am Deutschen Theater Berlin herausgebracht hat. Und der im nämlichen Haus viel gespielte Autor und Regisseur Roland Schimmelpfennig schreibt wohl gerade eine Fukushima-Reflexion fürs Tokioer Nationaltheater, die dort im kommenden Jahr uraufgeführt werden soll. Die große Welle hat so auch eine viel sanftere, symbolisch und thematisch indes eng verbundene neue deutsche Japan-Welle ausgelöst.

Ganz andere, jüngere, unbeschwertere Geister tanzten diese Woche gleichfalls durch die Nächte der Riesen-

stadt Tokio. Viele Totenmasken, skurrile Kostüme, oft auch sehr leicht bekleidete, leicht berauschte Teenager, Hunderttausende im Licht der frenetischen, haushohen Leuchtreklamen. Halloween beim Shibuya Bahnhof, dem menschenreichsten der Welt, vor dem auch die irrlichternden Nachtszenen des Films „Lost in Translation“ gedreht wurden. Zusammen mit dem Theaterwissenschaftler Shinya Takahashi, der demnächst an der Berliner Freien Universität über „die Stille“ forschen will, finden wir hier ein Restaurant im 8. Stock eines kleineren Megastores.

Trubel auch dort, und im Gespräch zwischen einer sehr jungen Kellnerin und Professor Takahashi fallen offenbar die Worte „Mori Ogai“. Die Kellnerin hatte nach dem Gast aus dem Westen gefragt – und nun strahlt sie. Ihr Vater sei ein Fan von Mori Ogai gewesen, und sie trage den deutschen Vornamen Karin. Ob sie selber etwas von Mori wisse? Das vielleicht 20-jährige Mädchen sagt: „Die Tänzerin“, diese alte Berlin-Geschichte, habe sie gelesen. Auch das klingt, mitten im Tokio von heute, wie ein Märchen.



Barock auf Japanisch. Hommage an Mori Ogai. In Tokio wird Glucks „Orpheus und Eurydike“ aufgeführt – mit dem Libretto, das Mori 1914 geschrieben hat.

Foto: Festival

**Die Schatten
von heute:
Immer
wieder gerät
Fukushima
ins Spiel**